



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Keup, Erich: Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im  
Osten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Der wirtschaftliche Wert der bäuerlichen Kolonisation im Osten

Von Dr. Erich Keup in Charlottenburg



icht weil die unter diesem Titel erschienenen Ausführungen des polnischen Rittergutsbesitzers von Chlapowski im Februarheft der Preussischen Jahrbücher an sich bedeutsam genug wären, daß sie überhaupt eine eingehende Widerlegung verdienten, sondern lediglich weil sie in hohem Maße geeignet sind eine unberechtigte Vermirrung bei allen Sachkundigen anzurichten, soll ihnen hier nochmals entgegengetreten werden. \*)

Chlapowski sucht den Beweis zu erbringen, daß die in Posen-Westpreußen vom Staate unter großen Geldopfern geschaffenen Rentengüter in ihrer Produktivität und ihrer Bedeutung für den inländischen Markt weit hinter dem Durchschnitt der dortigen Großbetriebe zurückständen. Seine Absicht ist durchsichtig: denn wäre diese seine Behauptung richtig, so müßte eine starke innere Kolonisation jedem Nationalpolitiker große Bedenken erregen, da das durch alle agrarpolitischen Maßnahmen letzten Endes angestrebte Ziel, das deutsche Volk in seiner Ernährung vom Auslande unabhängig zu machen, dadurch in steigendem Maße gefährdet würde. Um dieser Konsequenzen willen ist es angebracht, nachzuprüfen, wieweit in der Beweisführung Chlapowskis wirkliche Tatsachen sprechen und wieweit lediglich der Wunsch des polnischen Großgrundbesitzers die Feder geführt hat.

Tatsächliches Material liegt mit Ausnahme von Reinertragsfeststellungen für vier Großbetriebe, die aber bei der maßgebenden Berechnung nicht verwandt worden sind, überhaupt nicht vor. Wahrscheinlich hat der Verfasser doch nicht gewagt, selbst einem Laienpublikum die Resultate dieser vier Güter als durchschnittliche darzubieten. Er läßt sie aber auf den Leser wirken, um eine günstige Folie für die etwas niedriger gegriffene Berechnung des durchschnittlichen Reinertrages der Großgüter Posens zu gewinnen. Daß es sich

\*) Herr Präsident Dr. Mez hat bereits am Schlusse seiner vorzüglichen Ausführungen in Heft 15 d. Jahrg. der Grenzboten dieses weitere Eingehen auf die Frage angekündigt und auch schon auf die einschlägigen, ausgedehnten Untersuchungen des Verfassers der folgenden Zeilen sowie des Herrn H. Mührer hingewiesen. Eine eingehende Berücksichtigung der Ergebnisse dieser Arbeiten war ihm indes wegen der erst teilweise erfolgten Veröffentlichung damals noch nicht möglich.

bei jenen vier um ausnahmsweise intensive und vor allem um Güter äußerst günstiger wirtschaftlicher Lage handelt, geht schon aus den wenigen Worten klar hervor, die von Chlapowski zu ihrer Charakteristik beifügt, eins hat Bahnstation unmittelbar am Gutshofe, zwei liegen 2,5 und 3 km vom Bahnhofe entfernt und das vierte hat Feldbahnverbindung zur nächsten Eisenbahnstation. Um die Bedeutung dieser günstigen Lage für die Möglichkeit intensiver Wirtschaft und damit höchster Reinerträge zu erläutern, genügt es, einige an einer anderen Stelle gemachte Ausführungen Chlapowskis zu zitieren. Er sagt Seite 309: „Am eklatantesten kommt der Vorteil günstiger, durch ein dichtes Eisenbahnnetz geschaffener Absatzverhältnisse dadurch zur Geltung, daß sie einen intensiven Hackfruchtbau ermöglichen. Bei diesem ist bekanntlich das Volumen des Produktes im Verhältnis zur Flächeneinheit bei weitem größer als bei Getreide.“ Chlapowski berechnet allein die Fuhrkosten zur Bahn für Kartoffeln auf das Zehneinhalbfache, für Zuckerrüben sogar auf das Siebenundzwanzigfache gegenüber Getreide. „Aus diesen Vergleichszahlen (S. 310) geht deutlich hervor, daß der Transport von Kartoffeln und Rüben auf weite Entfernungen den Landmann unverhältnismäßig belastet und daß die Rentabilität ihres Anbaues mit günstigen Lieferungsverhältnissen steht und fällt. Der Hackfruchtbau ist derjenige Produktionszweig, bei welchem ohne Zweifel die höchste Rente zu erzielen ist. Er übertrifft sowohl den Getreide- wie den Futterbau.“ Kein Mensch wird aber glauben, daß Verkehrsverhältnisse wie die jener vier Güter für die posenischen Großbetriebe die Norm sind.

Doch wie stellt nun Chlapowski den durchschnittlichen Reinertrag des posenischen Großgrundbesitzes fest. Er geht aus von der Fiktion eines 1000 Morgen Acker bewirtschaftenden Gutes und läßt dieses 650 Morgen mit Getreide, 250 Morgen mit Hackfrüchten und 100 Morgen mit Klee bestellen. Er berechnet dann die Gesamtmenge der Ernte indem er Durchschnittserträge pro Morgen annimmt, die nach seiner Meinung für den dortigen Großbetrieb „mäßige Mittel- und Durchschnittsernten“ darstellen. Die daraus berechenbaren Gesamternten bewertet er dann mit angenommenen Durchschnittspreisen. Wohl-gemerkt also, Basis und Ausgangspunkt seiner Berechnungen sind rein willkürliche Annahmen, die irgend ein anderer Landwirt sicher anders gewählt haben würde. Wie es um diese Annahmen steht, mögen einige Nachprüfungen zeigen. So nimmt er als jährlichen Durchschnittsertrag für Zuckerrüben 160 Zentner an. Wie die Preußische Statistik\*) zeigt, ist diese Ernte im Jahre 1910 allerdings sogar um 9 Zentner überschritten worden. Das Jahr 1910 bedeutete aber für Posen eine Rekorderte in Zuckerrüben, die durch das folgende Jahr mehr als wett gemacht worden ist, da hier die Durchschnittserträge für den Regierungsbezirk Posen nur 92, für Brömberg sogar nur 74 Zentner erreicht haben. Aber selbst unter Ausschcheidung des abnorm

\*) Siehe auch Jahrbuch der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft 1912 Heft 2 S. 468.

ungünstigen Dürrejahres 1911 erreicht laut Statistik der Durchschnittsertrag der vier Jahre 1907 bis 1910 nur die Höhe von 152 Zentner in Posen und 145 Zentner in Bromberg, im Durchschnitt der ganzen Provinz also kaum 149 (ohne das günstige Jahr 1910 nur 140) Zentner oder 11 Zentner (bzw. 20 Zentner) weniger als Chlapowski annimmt. Ähnlich so ist es mit den Kartoffeln (Statistik\*) 70 Zentner, Chlapowski 90 Zentner) und vor allem mit den am meisten zu Buche schlagenden Getreideernten. Chlapowski hält einen Ertrag von 10 Zentner pro Morgen für mittelmäßig, die Statistik weist für das Jahrzehnt 1900/1909\*) im Durchschnitt der Provinz für Roggen  $7\frac{1}{2}$  Zentner, Weizen  $9\frac{1}{4}$ , Gerste 9 und Hafer  $8\frac{1}{4}$  Zentner nach. Selbst in dem günstigen Erntejahre 1910 berechnet sich nach der Statistik für alles Getreide zusammen nur ein Durchschnittsertrag von 8,8 Zentner. Sollte mithin Chlapowskis Annahme richtig sein, so könnte der bäuerliche Betrieb selbst in diesem über dem Durchschnitt stehenden Jahre nur wenig mehr als 7 Zentner pro Morgen geerntet haben, um gegenüber der größeren Erntefläche der Großbetriebe den provinziellen Ertragsdurchschnitt auf 8,8 Zentner herabzudrücken. Die ganze Rechnung läuft also letzten Endes darauf hinaus, daß der Verfasser von vornherein einen höheren Ertrag für die Großbetriebe annimmt, um — ihre höhere Ertragsfähigkeit zu beweisen, ein wahrlich leicht plausibles Kunststück. Auf diese Weise rechnet er dann beim Großgrundbesitz einen Gesamtertrag im Werte von 89,50 Mark pro Morgen Acker heraus. Hiervon zieht er die Unkosten, zu denen er das Arbeitsentgelt des Besitzers abnormerweise nicht hinzuzurechnen scheint, im angenommenen Betrage von 60,50 Mark ab und erhält dieser Weise einen Reinertrag von 29 Mark pro Morgen Acker.

Er gibt nun weiter selbst zu, daß selbstverständlich von den anderen Flächen eines Gutes, „erstklassige Wiesen vielleicht ausgenommen, ein ebenso hoher Reinertrag wie vom Acker nicht zu erzielen ist“. Pro Morgen der landwirtschaftlichen Nutzfläche folgt daraus, daß nach seiner eigenen Meinung ein durchschnittlicher Reinertrag von 29 Mark bereits zu hoch gerechnet ist. Da aber die von ihm angenommenen Erträge des Ackers sich, wie oben gezeigt, als erheblich zu hoch gegriffen erweisen, ist dieses erst recht der Fall.

Durch eine geschickte Aneinanderreihung seiner Ausführungen weiß Chlapowski jedoch seine Leser von solchen Überlegungen abzuhalten und durch die darauffolgenden Beispiele jener oben charakterisierten vier Güter in ihnen den Glauben zu erwecken, daß er tatsächlich recht habe, wenn er behauptet, daß „selbst Reinerträge von 40 Mark pro Morgen und darüber im Durchschnitt der ganzen landwirtschaftlich genutzten Fläche nicht etwa vereinzelt dastehen“.

„Unter besonders günstigen Bedingungen“ sagt er, „wird (nämlich) der Hackfruchtbau häufig noch mehr ausgedehnt“. Besonders den Zuckerrüben schreibt er und zwar mit Recht eine in hohem Grade günstige Beeinflussung

\*) Siehe Vierteljahrshefte der Statistik für das Deutsche Reich 1911 Heft 1 Seite 60 f.

des Reinertrages zu. Es ist deshalb von Interesse zu beachten, welche Fläche er dieser Frucht in seinem Normalbetriebe einräumt. Die Aufstellung zeigt, daß er 8 Prozent der Ackerfläche für den landläufigen Durchschnitt ansetzt. Er berechnet von diesen 80 Morgen Zuckerrüben einen Ertrag im Werte von 13624 Mark. Welche Bedeutung diese Zahl hat, ersieht man, wenn man damit den Ertrag der über achtmal größeren Getreidefläche vergleicht, der mit 48750 Mark nur etwas mehr als das Dreieinhalbfache dieser Summe erreicht. Kommt nun aber in Posen einem Durchschnittsgroßbetriebe eine so ausgedehnte Zuckerrübenfläche zu? Die Betriebsstatistik von 1907 weist für den Großgrundbesitz Posens eine Gesamtackerfläche von 786302 Hektar nach. Die mit Zuckerrüben bestellte Fläche betrug in jenem Jahre zusammen 53392 Hektar. Nähme man nun an, daß nicht ein einziger Morgen in bäuerlichen Wirtschaften damit bestellt würde, so entfielen auf den einzelnen Großbetrieb knapp 6,8 Prozent der Ackerfläche auf Zuckerrüben. Da aber in Posen rund 19 Prozent\*) der Zuckerrübenfläche auf den bäuerlichen Betrieb kommen, so reduziert sich dieser Anteil noch weiter auf nur 5,5 Prozent des Ackerlandes. Was aber diese willkürliche Erhöhung der Zuckerrübenfläche um ein Drittel für den durchschnittlichen Reinertrag pro Morgen in Chlapowstis Berechnung zu bedeuten hat, geht aus dem obigen Vergleich der Erträge von Rüben- und Getreideland ohne weiteres hervor.

Man sieht, in welchem erheblichen Maße der vom Verfasser berechnete Reinertrag pro Morgen bei näherem Zusehen zusammenschrumpft. Hinzu kommt noch, daß, wie der Verfasser selbst zugibt, der Kleinbetrieb unter Berücksichtigung aller Momente etwas geringere Produktionskosten in Abzug zu bringen braucht und dadurch den Vergleich mit dem Großbetriebe zu seinen Gunsten beeinflusst. Diese Einsicht ist immerhin wertvoll aus dem Munde eines Gegners der Kolonisation, liegt doch in ihr die Anerkennung des ausschlaggebenden Wertes der familienhaften Arbeitsverfassung enthalten, die Anerkennung der Tatsache, daß die Ergiebigkeit der Arbeit in hohem Grade abhängig ist von dem Interesse des Arbeitsleistenden. Chlapowski sagt wörtlich: „Gingegen bildet das persönliche Interesse an der Arbeit ein Moment, das wohl stets mehr oder weniger zur Geltung kommt. Es ist daher gerechtfertigt bei einem Vergleich zwischen den Wirtschaftsunkosten im Groß- und Kleinbetriebe anzunehmen, daß ersterer für dieselbe Menge geleisteter Arbeit im allgemeinen mehr Arbeitskräfte braucht. Dieser Unterschied darf dem Gesagten entsprechend nicht etwa übertrieben werden; über eine Differenz von 25 Prozent hinauszugehen, wäre jedenfalls ungerechtfertigt.“

Demgegenüber macht er allerdings auch Momente geltend, die zuungunsten des Kleinbetriebes bei der Kostenrechnung mitsprechen. So die angeblich geringere Anwendbarkeit und Ausnutzung von Maschinen. Ich verweise hier auf die

\*) Reup und Mäherer, Groß- und Kleinbetrieb in der Landwirtschaft, Seite 409. Berlin, P. Parey 1913.

Untersuchungen und Darlegungen eines der berufensten Wissenschaftler auf diesem Gebiete, des langjährigen Sachverständigen der Geräteabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, Prof. Dr. Fischer, zurzeit Rektor der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin\*). Er stellt in seinen Arbeiten fest, daß der ökonomische Vorteil des Großbetriebes in der Maschinennutzung nur ein recht unbedeutender ist und durch andere Momente, wie Sorgfalt, Rechtzeitigkeit usw. vom Kleinbetriebe mehr als ausgeglichen wird. Mit Recht hebt er hervor, daß die Hauptbedeutung der meisten landwirtschaftlichen Maschinen nicht in der Ersparnis von Arbeitskosten beruht, sondern vor allem in der Ersparnis von Arbeitskräften und besonders von menschlichen, deren Beschaffung den landwirtschaftlichen Betrieben von Jahr zu Jahr mehr erschwert ist. Er weist darauf hin, daß gerade das Moment des Arbeitermangels die wesentlichste Erklärung dafür abgibt, daß der Großbetrieb eher und in größerem Maße zur Maschine seine Zuflucht nehmen mußte, selbst da, wo sie nachweisbar teurer arbeitete als menschliche Arbeitskraft. Viel später erst machte sich auch in den bäuerlichen Wirtschaften, wenigstens den größeren, ein Mangel an Arbeitskräften geltend. Seitdem hat dann der erfolgreiche Wettbewerb der Fabriken eingesetzt, der noch heute weitergeführt wird und der zeigt, daß alle Maschinen, sofern sie wirtschaftlich überhaupt wertvoll sind, einer nahezu unbeschränkten Anpassung an die Betriebsgröße entweder durch Konstruktion oder durch genossenschaftliche Nutzung fähig sind. Diejenigen aber, die am meisten als ein mit einem Reinertragsausfall verbundener Notbehelf für fehlende menschliche Arbeitskraft betrachtet werden müssen, können naturgemäß noch heute am ehesten von den mit relativ viel menschlichen Arbeitskräften versehenen bäuerlichen Betrieben entbehrt werden.

Nur gegenüber einer Maschine, dem Dampfpflug, möchte ich vorläufig die Schveranwendbarkeit im Kleinbetriebe gelten lassen. Aber erstens ist sein ökonomischer Vorteil bei den bisherigen Dampfpflugsystemen noch kein bedeutender, ja seine Wirkung für viele Früchte und besonders das Getreide ein gänzlich bestrittener\*\*). Auch sind schädigende Einflüsse auf die Bodenbeschaffenheit eine nicht gar seltene, die Rente drückende Begleiterscheinung (Schädigung des Wasserhaushaltes der Ackerkrume\*\*\*). In schwierigerem Gelände aber ist seine Anwendbarkeit eine noch ganz unzureichende, wie überhaupt die Arbeit der

\*) Siehe Fischer, „Die soziale Bedeutung der Maschinen in der Landwirtschaft.“ 1902 und derselbe, „Die Entwicklung des landwirtschaftlichen Maschinenwesens in Deutschland.“ 1911. Festschrift zum fünfundsanzigjährigen Jubiläum der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft. Seite 18 f.

\*\*\*) Prof. Dr. Magnus, „Die unterirdische Entwicklung der Kulturpflanzen in ihrer Abhängigkeit von äußeren Einflüssen“ in den Nachrichten des Klubs der Landwirte, 1912 Nr. 564/565, und Kraus G., „Mehrere Aufsätze über Ausbildung des Wurzelsystems in Wollny, Forschungen auf dem Gebiete der Agrikulturphysik 1892 bis 1896.“

\*\*\*\*) Siehe Jahrbuch der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, 1911 Heft 1 S. 71 Prof. Dr. Falke, „Die Entwicklung der Bodenkultur in Deutschland“.

Pflüge noch allgemein erheblich zu wünschen übrig läßt\*). Zweitens aber macht der Bauer den Mangel der geringeren Furchentiefe in der Wirkung bei weitem wett durch die Anwendung viel größerer Stallunggaben, die bekanntlich gerade von den Hackfrüchten, den eigentlichen Tiefkulturpflanzen, am meisten ausgenutzt und durch hohe Erträge gelohnt werden. R. Mührer\*\*) hat für das Jahr 1910 eine Umfrage an sämtliche Zuckerrübenfabriken Deutschlands gerichtet, um festzustellen, sich wie hoch die Zuckerrübenenerträge pro Morgen in den liefernden Wirtschaften unter und über 100 Hektar Wirtschaftsfläche belaufen. Das Ergebnis der Umfrage, die von hundertzweiundzwanzig Fabriken beantwortet wurde, zeigt, daß nicht die großen, sondern die bäuerlichen Betriebe im Durchschnitt die höheren Erträge aufzuweisen haben. Für das östlich der Elbe gelegene Deutschland allein stehen die letzteren durchschnittlich um 5 Zentner pro Morgen höher als jene. Für die Provinz Posen allerdings ist das Verhältnis in jenem Jahre umgekehrt, die Großbetriebe haben hier 4 Zentner pro Morgen mehr geerntet als die bäuerlichen, wie überhaupt örtliche Schwankungen natürlich sind. Es bildet dies aber, wie ersichtlich, nicht die Norm, sondern die Ausnahme, und zwar eine solche, die in ihrer Unbedeutendheit kaum in Betracht kommt. Vermag aber der Dampfflug, den übrigens auch die Großgüter fast nur mit Hilfe eines Unternehmers, also auf dem Wege der Miete zur Anwendung bringen, bei der Rübenkultur keinen Vorsprung des Großbetriebes zu begründen, so vermag es keine andere Maschine; denn nach der Betriebsstatistik von 1907 wurden bei weitem die meisten Dampf- wie sonstigen Dreschmaschinen, Säe- und Mähmaschinen, Milchzentrifugen und Schrotmühlen bei den Bauern zwischen 5 und 20 Hektar gezählt. Hackmaschinen verwandten noch mehr die Betriebe zwischen 20 und 100 Hektar, nur eben die Dampfplüge waren noch zum weitaus größten Teile in solchen über 100 Hektar in Verwendung. Die Übertragbarkeit fast aller Maschinen ist auch durch diese Ergebnisse der Statistik erwiesen. Ihre Ausnutzung ist dann, was die größeren gemeinschaftlich genutzten betrifft, lediglich Sache der genossenschaftlichen Erziehung.

Es zeugt von keiner großen Schärfe des Denkens noch der Vorstellungsgabe, wenn man, wie Chlapowski, zu dem Satze kommt: „Bestellung, Saat,

\*) Auf Grund einer Umfrage bei den deutschen Autoritäten kommt ein Artikel („Die Monomie des Motorpflügens“) in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse trotz aller Sympathie für den Kraftflug zu folgenden hier interessierenden Sätzen. Zunächst betreffs der Gründe, die zur Anwendung der Pflüge drängen: „Der Arbeitermangel und namentlich der Mangel an brauchbaren Pferdekraften macht sich auf den größeren Gütern immer empfindlicher bemerkbar. Im wachsenden wirtschaftlichen Wettbewerb tritt zugleich die Notwendigkeit immer besserer und rechtzeitiger Bodenbearbeitung von Jahr zu Jahr schärfer hervor;“ dann betreffs der Gründe, die sich seiner Einführung entgegenstellen: „Wenn trotz alledem das Motorpflügen sich in Deutschland bisher nicht allgemeiner eingebürgert hat, so ist das in erster Linie darauf zurückzuführen, daß die bisher benutzten Motorpflüge keine zufriedenstellende Arbeit leisteten und auf schwierigem Terrain nur eine geringe Arbeitsfähigkeit aufwiesen.“

\*\*) a. a. O. S. 409.

Ernte werden in ein und derselben Gegend zu gleicher Zeit ungefähr vorgenommen. Darum kann man sich kaum vorstellen, daß z. B. eine Mähmaschine mehrere Landwirte zu bedienen bestimmt wäre, denn mit dem Mähen kann eben, wenn das Getreide schnittreif ist, nicht gewartet werden. Ähnliches gilt auch für die Drillmaschine.“ Die rentable Ausnutzung einer Maschine richtet sich nicht danach, wem und wie vielen sie in einer Erntezeit dienstbar ist, sondern danach, welche Fläche und mit welchem Aufwand von sonstiger Arbeitskraft sie diese Fläche in der gegebenen Zeit bearbeitet. Auch der Großgrundbesitzer kann eine Maschine, wie Chlapowski glauben zu machen scheint, nicht auf mehreren Feldern gleichzeitig verwenden. Daß aber die Eile der Arbeit, die Ausnutzung jeder verfügbaren Viertelstunde die Anspannung aller Kräfte im Kleinbetriebe eine bei weitem größere ist, gibt er selbst zu. Falls also eine genossenschaftlich genutzte Maschine nicht zeitweise ganz stille steht — und es müßte eine klägliche Genossenschaft sein, wo dies trotz Vorteils der Maschinenarbeit der Fall ist — wird die Maschine hier zu mindestens ebenso großer Ausnutzung gelangen müssen wie im Großbetriebe. Tritt aber bei der einen oder anderen Maschine wirklich eine Minderleistung ein, so spielt sie gegenüber der von Chlapowski selbst auf 25 Prozent geschätzten größeren Leistung der durch das eigene Interesse getriebenen menschlichen Arbeitskräfte bei der schließlichen Summierung der Arbeitsleistungen keine Rolle mehr.

Doch nun zu dem Vergleiche selbst. Er setzt dem Wirrwarr von durcheinandergewürfelten privat- und volkswirtschaftlichen Auseinandersetzungen, von Annahmen, Behauptungen und ungerechtfertigten Schlüssen, die hier unmöglich alle zurechtgerückt werden können, die Krone auf. Chlapowski stellt fest, daß von seiten der Ansiedler, die bis 1910 angefaßt worden sind, an Renten und Pachten pro Jahr 6,36 Mark an den Staat gezahlt wurden. Unter Berücksichtigung nur derer, die in den letzten Jahren und zwar seit 1904 inkl. ihre Stelle bezogen haben, erhöht sich diese Zahl auf 7,97 Mark. Dieses Rentenaufkommen, in dem die Pachten eine untergeordnete Rolle spielen, setzt er in Vergleich mit dem Reinertrage der Großbetriebe. Er sagt: „Wie nimmt sich der berechnete Rentenfuß den Zahlen gegenüber aus, die wir im zweiten Abschnitt dieser Arbeit kennen gelernt haben? Im Großbetriebe werden, sobald die Vorbedingungen für einen intensiven Betrieb gegeben sind und bei befriedigendem Kulturzustande Reinerträge erzielt, die die üblichen Ansiedlerrenten um das Vierfache, ja noch mehr übertreffen. Ist es unter solchen Umständen nicht gerechtfertigt, die Ansiedler als Staatspensionäre auf Kosten der Allgemeinheit zu bezeichnen?“

Es liegt in diesen Sätzen nach zweifacher Richtung hin eine Täuschung des sachunkundigen Lesers vor. Erstens vergleicht Chlapowski Reinertrag und Rente, zwei schlechterdings nicht vergleichbare Dinge. Das eine, die Rente, ist der Zins für eine Schuld, die in den allermeisten Fällen nicht einmal den Wert des nackten Grund und Bodens erreicht, je nachdem, wieviel der Ansiedler dem

Staate bei Überlassung des Grundstückes sofort in bar hat anzahlen können. Sie ist durchaus vergleichbar dem Zins für eine gewöhnliche dreieinhalbprozentige Hypothek; sie wäre also lediglich dem Hypothekenzins der Großgüter gegenüberzustellen.\*) Der Reinertrag aber umfaßt außer der Verzinsung des Grund und Bodens die des gesamten übrigen Kapitals, als da sind: Gebäude, Maschinen, Geräte, Vieh, Meliorationen usw., und außerdem den Lohn der für die regelrechte Aufrechterhaltung des Betriebes erforderlichen Arbeit, ganz abgesehen von dem Unternehmergeinn, der Prämie für das Risiko, das besonders der Ansiedler bei der Verpflanzung in ganz neue Verhältnisse für seine Zukunft eingeht.

Es ist alles andere nur nicht verwunderlich, wenn dieser Reinertrag weit höher ausfällt als jene Rente, und mit keiner Logik der Welt folgt aus Chlapowski's Feststellung, daß der Reinertrag der Rentengüter nicht auch das dreibis vierfache ihrer Rente erreicht. Es ist unmöglich, einem Landwirt der Provinz Posen zuzutrauen, daß er diesen Unterschied und seine Konsequenzen nicht kenne. Daß er trotzdem den Vergleich ohne Kommentar anstellt und dabei operiert, als hätte er mit ohne weiteres vergleichbaren Dingen zu tun, macht es schwer, ihm den Vorwurf der bewußten Irreführung zu ersparen.

Es kommt aber noch ein zweites Moment hinzu. Chlapowski hat in Kapitel II seines Aufsatzes den Reinertrag eines Durchschnittsgutes in der Weise berechnet, daß er auf einer Ackerfläche von 1000 Morgen die Erträge und Unkosten feststellt und so — wie wir gesehen haben, viel zu hoch — einen Reinertrag pro Morgen von durchschnittlich 29 Mark, also etwa dem vierfachen der Ansiedlerrente, errechnet. Diesen Reinertrag, gewonnen allein auf dem intensivsten auszunutzbaren Teile des Gutsareals, unbelastet durch irgendwelche weniger produktiven Flächen, vergleicht er nun mit einer Zahl, die er selbst vorher durch Division des Gesamtrentenzinses durch das Gesamtareal der Rentengüter berechnet hat. Bewußt also verwendet er hier den größtmöglichen Divisor, in dem alle, auch die völlig unproduktiven Ödlandflächen, mitenthalten sind, um sie jenem Ackerreinertrage gegenüberzustellen. Das Unzulässige dieser Vergleichungsart dürfte jedem, auch dem landwirtschaftlichen Laien, ohne Kommentar klar sein und bedarf wohl hier nur des Hinweises.

Aber abgesehen von diesen irreführenden Vergleichen ist die ganze Methode, die Chlapowski zur Anwendung bringt, falsch. Theoretische Überlegungen und

\*) Als Illustration dafür, ob der Großbetrieb oder der bäuerliche eine höhere Schuldenlast erträgt und ohne Schaden zu verzinsen vermag, diene folgendes Beispiel (siehe Neup und Mührer, Groß- und Kleinbetrieb Posen 1913 Seite 123): der Durchschnittspreis, den die früheren Besitzer dreier aufgeteilter Güter für diese erzielten, betrug in jedem Falle rund 850 000 Mark, die durchschnittliche Hypothekenbelastung derselben hatte 527 000 Mark betragen. Die gesamte Rentenschuld der später auf dem gleichen Lande wirtschaftenden Ansiedler betrug dagegen mehr als das Doppelte, nämlich rund 1 165 000 Mark. Subhastationen sind trotzdem bei letzteren nicht, Stundungen der Rentenzahlungen kaum vorgekommen. Jeder Großgrundbesitzer wird zugeben, daß ihm die Verzinsung einer ähnlichen Schuldsomme ein unmögliches Ding wäre.

Annahmen sind bei dem verwickelten organischen Charakter des landwirtschaftlichen Betriebes stets unzulänglich und ungeeignet, den der Wirklichkeit entsprechenden Wert zweier Betriebsgrößen abzumessen. Sie sind auch zu sehr dem subjektiven Ermessen des Beurteilenden anheimgegeben, als daß sie von anderen als allgemein bindend anerkannt werden müßten. Hier können nur fest auf Tatsachenmaterial begründete Zahlen eine unbestreitbare Antwort geben, und auch nur dann, wenn sie unter Beobachtung ganz bestimmter unerläßlicher Bedingungen gewonnen sind. Alle Verhältnisse mit Ausnahme des Umfanges der Wirtschaftsfläche und ihrer notwendigen Konsequenzen müssen bei den verglichenen Objekten annähernd gleich sein. Gerade die innere Kolonisation schafft die Bedingungen, die wie keine anderen zur Verwirklichung dieser Forderung geeignet sind. Dadurch nämlich, daß auf demselben Grund und Boden, unter denselben klimatischen und Verkehrsverhältnissen zehn Jahre später fünfzig und mehr bäuerliche Wirtschaften tätig sind, wo vor dieser Zeit ein einziger Großbetrieb arbeitete, ist in allen Punkten zwischen diesem und jenen die Vergleichbarkeit gewahrt mit Ausnahme eines, der Zeit. Dabei ist selbstverständliche Bedingung, daß nach der Aufteilung nicht umfangreiche Meliorationen den Wert des Bodens oder Verkehrsverbesserung den Wert der wirtschaftlichen Lage verändert haben. Gelingt es unter diesen Rauteln, den Faktor Zeit in seiner Wirksamkeit zu bestimmen, so läßt sich ein bindender Vergleich zwischen diesem Großbetrieb und der Summe der bäuerlichen Betriebe bis ins einzelne zahlenmäßig durchführen. Handelte es sich dann bei dem aufgeteilten Gut um ein für die Verhältnisse der ganzen Gegend normales, so wird damit der Vergleich zu einem für diese Gegend allgemeingültigen erhoben. Um diese beiden Zwecke zu erreichen, d. h. einmal die Feststellung des Fortschritts zu ermöglichen, die im Rahmen der allgemeinen landwirtschaftlichen Entwicklung der betreffenden Gegend auch der unaufgeteilte Großbetrieb im Laufe von zehn Jahren gemacht hätte, und zweitens den Maßstab zu finden, an dem die Allgemeingültigkeit der Ergebnisse geprüft werden kann, ist es nötig, einen unter möglichst denselben äußeren Wirtschaftsfaktoren arbeitenden Großbetrieb der Nachbarschaft (Parallelgut) zum Vergleich mit heranzuziehen. Dessen Wirtschaftsergebnisse heute und vor zehn Jahren geben dann einen Maßstab ab für das frühere Gut sowohl wie für die heutige Kolonie, wie auch endlich für die Steigerung, die ein normaler Großbetrieb in der Zeit seit Aufteilung jenes Gutes erzielen konnte. All diesen Forderungen werden nun die Untersuchungen gerecht, die ich auf Veranlassung der Landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin in Pommern und der Neumark angestellt habe und die jetzt zusammen mit den gleichzeitig von R. Mührer in Posen-Westpreußen zu demselben Zwecke gemachten Untersuchungen bei Paul Parey in Berlin erschienen sind\*).

\*) Siehe oben.

desto sicherer vor einer Bevorzugung der Rentengüter bewahrt zu bleiben. Auch sind meistens als Parallelgüter solche gewählt worden, die in den Boden- und Lageverhältnissen usw. eher etwas besser gestellt sind als die Kolonien, in der Wirtschaftsführung sich aber des besten Rufes erfreuen. Hält dann trotzdem die Kolonie den Vergleich mit ihnen aus, so werden die Ergebnisse um so größere Überzeugungskraft haben.

Überdies sind nicht etwa nur einzelne Jahre, sondern, um Zufälligkeiten auszuschließen, für alle Vergleichsobjekte stets mindestens dreijährige Beobachtungsperioden in ihren Resultaten verglichen worden. Dabei ist der Umfang der Untersuchung ein weit über frühere ähnlichen Zweckes hinausgehender. Im ganzen beträgt die von ihr berücksichtigte landwirtschaftlich genutzte Fläche 7816 Hektar. Davon entfallen rund 2900 Hektar auf vier Rentengutskolonien, deren Land mit dem von vier „früheren Gütern“ identisch ist, aus denen sie durch die Aufteilung und Besiedlung hervorgegangen sind, und rund 3600 Hektar auf vier „Parallelgüter“<sup>\*)</sup>. Der Grundsteuerreinertrag beträgt für die Kolonien und früheren Güter zusammen durchschnittlich 14,22 Mark, für die Parallelgüter 16,91 Mark pro Hektar.

Das Ergebnis des Vergleichs schließt mit einer unbestreitbaren Überlegenheit der bäuerlichen Wirtschaften ab. Nur in den Hauptpunkten kann es hier mitgeteilt werden.

Was zunächst die Roherträge anlangt, so standen diese ganz entsprechend den etwas schlechteren Bodenklassen bei den früheren Gütern durchgehends niedriger als bei den Parallelgütern (in deren erster Beobachtungsperiode). Heute dagegen haben die Kolonten trotz der Störungen im Wirtschaftssystem, die durch die Besiedlung nun einmal unumgänglich sind, und trotz der immerhin relativ kurzen Zeit seit der Aufteilung die Parallelgüter sämtlich bis auf eine Ausnahme in ihren Hektarerträgen überflügelt. Der durchschnittliche Geldwert der Ernte in Getreide, Kartoffeln und Zuckerrüben berechnet auf 1 Hektar der landwirtschaftlichen Nutzfläche und unter Zugrundelegung der gleichen Einheitspreise, die den Durchschnitt der in den Gutsbuchführungen gezahlten Preise darstellen, betrug bei den vier früheren Gütern zusammen rund 133 Mark, bei den heutigen Kolonien aber 194 Mark. Bei den Parallelgütern dagegen hat sich dieser Wert in gleicher Zeit nur von 158 Mark auf 191 Mark gehoben.

Die Erklärung für diese Leistung der Kolonisten liegt neben anderen Momenten vor allem in zweien: 1. in der Sorgsamkeit und Rechtzeitigkeit von Bestellung und Ernte und 2. in der viel stärkeren Stallmistdüngung. Den ersten Punkt hat auch Chlapowski wenigstens insofern angeführt, als er die Befruchtung der Arbeit durch das eigene Interesse anerkennt. Darüber hinaus aber befähigt den bäuerlichen Betrieb eine pro Hektar nicht bloß qualitativ,

<sup>\*)</sup> Von den vier Rentengutskolonien liegen zwei in Hinterpommern (Kreis Greifenberg und Kolberg-Röhrlin) und zwei in der Neumark (Kreis Soldin). Untersucht sind in ihnen zusammen über hundert Rentengüter.

sondern auch quantitativ weit höhere Summe menschlicher Arbeitskraft zu größerer Leistung in gleicher Zeit und auf gleicher Fläche. Trotz Mitberücksichtigung der Saisonarbeiter stieg die Zahl der überhaupt verfügbaren Arbeitskräfte in den Kolonien regelmäßig auf das eineinhalb- bis zweifache der früheren Zahl, während umgekehrt die Zahl der uninteressierten fremden Arbeiter um ungefähr ebensoviel sank. Dabei zeichnet den Arbeitsapparat des bäuerlichen Betriebes eine viel größere Elastizität vor dem des Großbetriebes aus. In den Zeiten höchsten Arbeitsbedarfs nämlich, besonders zur Zeit der Ernte, treten die Kinder der Bauern und die Mitfizer, soweit dies irgend möglich, unterstützend hinzu, nicht zwar so, daß sie an der Erntearbeit selbst teilnehmen, wohl aber so, daß sie in Haus und Hof die weniger dringlichen Arbeiten wahrnehmen und dadurch sämtliche vollwertigen Kräfte für das Hauptarbeitsbedürfnis freimachen. Auf diese Weise vermag der Arbeitsapparat des bäuerlichen Betriebes den hohen Anforderungen der Ernte usw. viel schneller gerecht zu werden als selbst der durch Saisonarbeiter verstärkte des Großbetriebes. Von welcher hoher Bedeutung aber die Pünktlichkeit der Erledigung landwirtschaftlicher Arbeiten ist, weiß jeder praktische Landwirt, bedeutet doch eine nicht rechtzeitig fertig gewordene Bestellung nur allzuoft einen Ausfall von 1 Doppelzentner Ernte und mehr pro Hektar. Und nicht anders steht es mit den Streufornverlusten und verregnetem Getreide bei der Ernte, die regelmäßig und ganz überwiegend den Großgrundbesitz treffen. Selbst bei gleicher Ernte auf dem Felde kommt bei dem bäuerlichen Wirt mehr in die Scheuern und in die Säcke und damit auch mehr in die Wirtschaftskasse.

Doch läßt sich mit all diesen Momenten, da ihre Bedeutung im großen und ganzen für alle Jahre die gleiche ist, nicht die rapide Steigerung von Jahr zu Jahr erklären. Hier tritt das zweite oben angeführte Moment in sein Recht. Parallel mit dem Viehstand wächst die Menge verfügbaren Stallmistes und parallel mit ihr auf dem Felde der Ertrag, der seinerseits wieder auf die Vermehrung von Viehstand und Stallung zurückwirkt. Erst nach ungefähr sechs Jahren hat in den Siedlungen die Viehzahl eine ungefähr gleichbleibende Höhe erreicht, eine Höhe, an die der Gutsbetrieb nicht entfernt heranreicht. In den vier Kolonien kamen pro 10 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche 7,3 bis 10,1 Stück Großvieh, während bei Gütern und Parallelgütern nur 3,3 bis 4,5 darauf entfielen. Die verfügbare Menge von Stallung berechnet sich daher unter Zugrundelegung der Wolff-Lehmannschen Tabellen\*) zusammen in den vier Kolonien auf rund 190 000 Doppelzentner gegenüber rund 87 000 Doppelzentner auf den früheren Gütern. Welche Bedeutung diese Massen für den physikalischen Zustand des Bodens, für die Bodengare und Fruchtbarkeit haben, braucht einem Landwirt nicht auseinandergelegt werden. Diejenigen, die dafür ein näherbelehendes Interesse haben, verweise ich auf K. von Rümker's „Tagesfragen“, Heft III

\*) Siehe Menzel und v. Lengerkes Landwirtschaftlicher Kalender.  
Grenzboten II 1918

und die Versuche in Rauchstädt und Pentkowo\*), wo zahlenmäßige Werte dafür ersichtlich sind. Hinzufügen will ich nur noch, daß die Kolonten auch in der Anwendung künstlicher Düngemittel trotz dieser überragenden Stallungsgaben nicht erheblich hinter den Parallelgütern zurückstanden.

Innerhalb der Viehbestände sind es gerade die produktivsten Tiergattungen, deren Zahl sich am meisten vermehrt. So stieg die Anzahl der Schweine, trotzdem bei den Gütern die Bestände in den Leutewirtschaften mit berücksichtigt sind, regelmäßig auf das Drei- bis Vierfache. Im gleichen Maße vermehrten sich die Milchkühe und in noch erheblich höherem die Zuchtsauen. Es kann daher nicht wundernehmen, wenn auch der Absatz tierischer Produkte eine entsprechende, ganz außerordentliche Förderung durch die Ansiedlung erfährt, eine Tatsache, die Ghlapowski, trotzdem sie wegen der andauernden Fleischnotkrisen ganz besonders wichtig ist, sonderbarerweise mit keinem Worte berührt. Es betrug wiederum unter Zugrundelegung gleicher Preissätze der jährliche Wert des tierischen Absatzes für die vier früheren Güter zusammen rund 110 000 Mark, für die vier heutigen Kolonien rund 385 000 Mark. Die vier Parallelgüter dagegen steigerten die entsprechenden Summen nur von rund 121 000 auf 143 000 Mark.

Gewiß wird der Gegner einwenden, daß nach herrschender Ansicht der Großgrundbesitz in der Regel mehr Brotgetreide zu liefern vermag als die Bauern. Aber erstens ist die Beschaffung von Fleisch durch die heimische Landwirtschaft die bei weitem wichtigere Aufgabe. Denn seine Einführung in Gestalt lebenden Viehes würde einen großen Teil unseres Nationalvermögens mit mehr oder weniger großer Vernichtung durch Seuchen bedrohen, in Gestalt von Gefrierfleisch usw. aber die Qualität ganz erheblich leiden lassen und unter Umständen sogar hygienischen Bedenken für die Konsumenten begegnen müssen. Außerdem aber stellt es ein hochwertigeres, schwerer transportables Gut dar, das mit viel fremder Arbeit belastet ist. All diese Bedenken treffen beim Getreide viel weniger oder gar nicht zu. Es ist einer der vornehmsten volkswirtschaftlichen Grundsätze, das im Inlande Arbeit und Erwerb schaffende veredelte Produkt dem Rohprodukt an Wichtigkeit voranzustellen und in erster Linie zu schützen und zu fördern. Zweitens aber ist jene Regel von der Überlegenheit des Großbetriebes in der Brotgetreidelieferung mindestens nicht feststehend. Die beiden neumärkischen Kolonien, die über viel weizenfähigen Boden verfügen, zeigen, daß unter gegebenen Verhältnissen auch in dieser Frage der bäuerliche Betrieb mit dem Großbetriebe konkurrieren kann. Der Weizen und teilweise auch die Gerste geben als ausgesprochene Marktfrüchte auch dem Bauernbetriebe die Tendenz zur Getreidewirtschaft. Während deshalb die neumärkischen Kolonien in der Viehhaltung und im tierischen Absatz bei weitem nicht mit den pommerschen Kolonien wetteifern können, zeigen sie ihre Stärke

\*) Siehe Thiels Jahrbuch 1902 und 1904 und Keup u. Mührer, Groß- und Kleinbetrieb S. 182.

im Absatz von Brotgetreide in dem Maße, daß sie darin sowohl die früheren Güter als auch die Parallelgüter übertreffen.

Diese Beispiele beweisen auch die große Anpassungsfähigkeit der bäuerlichen Wirtschaft an gegebene Wirtschaftsbedingungen, Marktverhältnisse usw., in der sie dem Großbetriebe sicher überlegen ist, wie ihre bedeutend größere Krisenfestigkeit gleichfalls oft genug gezeigt hat. Es heißt die Dinge geradezu auf den Kopf stellen, wenn Chlapowski behauptet, daß der Großbetrieb besser in der Lage ist, diejenige Produktion zu forcieren, die die höhere Rente abwirft. Der Bauer ist bei gleichen Verkehrsverhältnissen sehr gut befähigt, ebensoviel Hackfruchtbau zu treiben wie der Großgrundbesitz. Arbeitskräfte und Stallung, zwei Haupterfordernisse, stehen ihm mehr zur Verfügung als jenem und die Tiefe seiner Pflugfurche wird, wie die Ernten im Kleinbetriebe beweisen, vollkommen den Anforderungen dieser Früchte gerecht. Auch ist zu bedenken, daß immerhin schon heute fast die Hälfte aller Zuckerrüben in bäuerlichen Wirtschaften gewonnen werden\*). Daß der Bauer noch nicht mehr zum Zuckerrübenbau übergegangen ist, liegt in der Unsicherheit, die dem Absatz des Zuckers nun einmal eignet und die jedem ohne Kommentar durch die bloße Nennung der Brüsseler Zuckerkonvention klar sein dürfte. Die Fläche der übrigen Hackfrüchte aber steht trotz des Brennereibetriebes der großen Güter beim Bauern nur wenig hinter der der Großbetriebe zurück. Die verfügbaren Erntemengen an Kartoffeln waren in den vier Kolonien infolge der höheren Stallungsgaben und dadurch bedingten höheren Hektarerträge usw. durchgehends größer als bei den früheren Gütern. Während sie aber bei jenen fabrikmäßig verwertet wurden, fanden sie hier durch Verfütterung zur Herstellung animalischer Werte ihre Verwendung. Welcher Verwertung volkswirtschaftlich die höhere Bedeutung zukommt, braucht wohl nicht erläutert zu werden.

Chlapowskis These von der überlegenen Anpassungsfähigkeit des Großbetriebes an die rentabelste Wirtschaftsform ist falsch. Der Kleinbetrieb vermöchte sehr wohl den Zuckerrübenbau zu forcieren, wenn er bestimmt hoffen dürfte, daß er dabei einer gesicherten Zukunft entgegenginge. So aber zieht er es in den meisten Gegenden mit Recht vor, in erster Linie tierische Produkte zu erzielen, weil bei deren Preis und steigendem Bedarf die Rechnung nicht schlechter und der Absatz ein gesicherter ist. Das Umgekehrte ist richtig, der Großbetrieb vermag dem bäuerlichen auf diesem letzteren, sichere und höchste Reinerträge abwerfenden Wege nicht zu folgen.

Es bleibt nun noch ein kurzer Blick auf die Werte insgesamt zu werfen, die Groß- und Kleinbetrieb in den untersuchten vier Vergleichsreihen dem inländischen Markte zur Verfügung stellten. Genau wie bei den Erträgen standen die früheren Güter zunächst hinter den etwas begünstigten Parallelgütern zurück. Heute aber haben die Kolonien diese letzteren weit überflügelt. Es entfiel im

\*) Nach der Betriebsstatistik von 1907 wurden nur noch 281000 Hektar von rund 514000 Hektar Zuckerrüben insgesamt in Wirtschaften über 100 Hektar gebaut.

Durchschnitt auf 1 Hektar der landwirtschaftlichen Nutzfläche bei den vier früheren Gütern ein Gesamtabsatzwert von 102 Mark, bei den Kolonien ein solcher von 177 Mark. Die Parallelgüter vermochten dagegen diesen Wert nur von 115 auf 150 Mark zu steigern.

Dabei ist aber zu bedenken, daß die Zahl der auf derselben Fläche lebenden Menschen sich fast verdoppelt hat. Es folgt also daraus, daß die innere Kolonisation ihre bevölkerungspolitische Aufgabe voll erfüllt, ohne daß der Absatz an die konsumierende Bevölkerung der Städte darunter leidet. Im Gegenteil, er wächst um erhebliche Summen und wächst gerade in den Produkten, die am wichtigsten für die Ernährung des Volkes sind und deren mehr oder weniger fühlbarer Mangel immer wieder zu politischer Beunruhigung und Fleischnothezen führt.

Gleichzeitig legt aber die Innere Kolonisation die Art an eine andere Gefahr, die gerade in diesen politisch unsicheren Tagen niemand verkennen wird, die ausländische Arbeiterfrage. Über dreihundertfiebenundneunzigtausend Russen und Galizier haben im Jahre 1911/12\*) unsere heimischen Felder aufgesucht, um die Ernten bergen zu helfen. Ganz abgesehen davon, daß diese Massen nach Wohlmann etwa 150 Millionen Mark über die Grenze führen und damit ihre eigene Volkswirtschaft befruchten und uns gegenüber konkurrenzfähig machen helfen — viel schlimmer ist, daß wir in Zeiten politischer Krisen oder gar des Krieges unsere Frucht auf dem Felde jammervoll verkommen lassen müssen und dadurch an nationaler Stoßkraft einbüßen.

In den Rentengutskolonien aber sind Ausländer so gut wie überflüssig. Was an fremden Arbeitskräften gezählt wurde, bestand fast ausnahmslos aus Gesinde und einheimischen Tagelöhnern.

Auch diese Frage hat Chlapowski peinlichst vermieden und selbst in seinem sonst berechtigten Lobliede auf die Zuckerrübe als ihre volkswirtschaftlich sehr bedeutame Schattenseite vergessen. Und doch gibt er vor, die Dinge nicht vom privatwirtschaftlichen Gesichtspunkte zu betrachten. Gerade der Saisonbetrieb aber gründet seine große Rentabilität auf dem rein privatwirtschaftlichen Kalkül der Ersparung von Arbeitern in der arbeitsschwachen Winterperiode. Volkswirtschaftliche Gesichtspunkte verlangen Stetigkeit im Arbeitsbedarf, denn ihr Ziel ist Schaffung und Erhaltung dauernder Erwerbsmöglichkeit für jeden Schaffenden und nicht zum mindesten für den Arbeiter. Eine zuzeiten geringere Intensität des bäuerlichen Betriebes gegenüber dem Saisonbetriebe wäre deshalb volkswirtschaftlich noch kein Vorwurf. Seine weit größere Gleichmäßigkeit im Arbeitsbedarf, die besonders durch die für Sorgsamkeit und individuellste Behandlung allezeit dankbare Viehhaltung neben Flachsbau u. a. möglich ist, sichert ihm in der Arbeitsverfassung auf alle Fälle den Vorrang. Daß aber auch die Ausnutzung der einzelnen Arbeitskraft nicht hinter der eines normalen Groß-

\*) Siehe den Jahresbericht der Deutschen Arbeiterzentrale 1911/12.

betriebes zurücksteht, beweist die Tatsache, daß in den drei hierauf untersuchten Kolonien der Wert des Absatzes pro Arbeitskraft rund 739 Mark betrug, während er bei den früheren Gütern nur 698 Mark erreichte.

Alles in allem ergeben mithin die Untersuchungen eine glänzende Rechtfertigung der Inneren Kolonisation. So sehen die Dinge, die Chlapowski theoretisch nach seiner vorgefaßten Meinung zu konstruieren versucht, in Wirklichkeit aus. Daß aber diese für Pommern und Brandenburg von mir nachgewiesenen Verhältnisse durchaus keine besonderen sind, sondern für Posen-Westpreußen in ganz gleicher Weise zutreffen, das beweist die Übereinstimmung der Ergebnisse R. Mührers mit den meinen. Mührer hat elf Kolonien der Kreise Znin, Gnesen und Wongrowitz mit elf benachbarten Großbetrieben, die wirtschaftlich im besten Rufe stehen und zwar ebenfalls auf Grund sorgfältiger Buchführung oder Aufzeichnungen miteinander verglichen, und kommt in allen Hauptpunkten zu genau den gleichen Resultaten. Dabei sind die beiden Untersuchungen gänzlich unbeeinflusst voneinander angestellt worden, da die beiden Verfasser sich erst nach Abschluß ihrer Arbeiten kennen lernten.

Wie Herr von Chlapowski zugeben wird, gehören jene Kreise gerade zu den klimatisch ungünstigsten Gebieten der Provinz Posen, zu dem Gebiete, für das er um seiner Trockenperioden willen den viehzüchtenden Kleinbetrieb für ungeeignet hält und dem getreidebauenden Großgrundbesitz von vornherein eine Überlegenheit zusprechen möchte. Er hat jedoch die Rechnung ohne den Bauern und sein Vieh gemacht. Wie Mührer, ganz in Übereinstimmung mit mir, betont, ist der Stallung das Agens, das den Boden wasserhaltender und damit gerade auch in trockenen Gegenden fruchtbarer macht. Während die Güter Mühe haben, den Klee hoch zu bringen, gelingt es den Bauern relativ leicht und so augenfällig, daß auch der Großgrundbesitz diese Überlegenheit in jenen Bezirken allgemein anerkennt.

Daß der bäuerliche Betrieb trotz theoretischer Einwendungen eines polnischen Gutsbesitzers dort zweifellos sein Gedeihen findet, das beweisen die von Mührer auf Grund umfangreichsten Materials gewonnenen Zahlen ohne Kommentar. Es stellte sich im Durchschnitt der Geldwert der marktfähigen Ackererzeugnisse pro Hektar der landwirtschaftlichen Nutzfläche bei den Ansiedlern auf rund 259 Mark, in den Gutsbetrieben dagegen nur auf 235 Mark, oder pro Mark des Grundsteuerreinertrages auf 24,4 und 23,9 Mark. Wie bei den pommerschen Kolonien wird auch hier der Hauptteil der Ernte veredelt zu tierischen Produkten dem Markte zugeführt. Der Wert dieser betrug bei den Ansiedlern pro Hektar rund 174 Mark, dagegen bei den Gütern nur 56,5 Mark (bezogen auf 1 Mark Grundsteuerreinertrag 16,4 und 5,7 Mark). Trotzdem ist auch hier der Absatz von unveredelten Ackerprodukten, besonders Getreide, nicht gering. Er beträgt bei den Ansiedlern 92,3 Mark, denen allerdings bei den Gutsbetrieben 157 Mark gegenüberstehen. Dabei sind aber wie in den neu-märkischen Kolonien auch hier die Bauernwirtschaften, was besonders hervor-

gehoben werden muß, in der Lieferung von Brotgetreide den Gütern überlegen; unterlegen dagegen nur im Absatz von Futtergetreide und Hackfrüchten. Die gesamte Marktleistung stellte sich mithin bei den Ansiedlern auf rund 266, bei den Gütern aber nur auf rund 214 Mark pro Hektar oder bezogen auf 1 Mark Grundsteuerreinertrag bei jenen auf 25,1, bei diesen nur auf 21,7 Mark.

Für alle sonstigen Punkte muß auf die bei Parey erschienenen Untersuchungen, die mit einem Vorwort von Prof. Dr. Ruhagen versehen sind, verwiesen werden. Sie dürften geeignet sein, jedem ernstlich Prüfenden die Augen über die Chlapowskischen Auslassungen noch mehr zu öffnen als es dieser zusammengedrängte Aufsatz im besten Falle erreichen konnte.

Ihr Studium wird dann anderseits aber auch vor dem falschen Schlusse bewahren, zu dem der Leser der vorliegenden Zeilen leicht kommen könnte, als ob die beiden Verfasser auf Grund ihrer Untersuchungsergebnisse zu der Folgerung kämen, daß nun die radikale Aufteilung sämtlichen Großgrundbesitzes die erste politische Forderung sein müsse. Im Gegenteil ist den Verfassern die hohe Bedeutung des Großbetriebes gerade für die deutsche Landwirtschaft durchaus bewußt. Es kommen ihm schwer wägbare, aber außerordentlich befruchtende Funktionen in Staat und Volkswirtschaft zu, die kein Verständiger wird missen wollen. Wie der deutsche Großgrundbesitz auf neuen landwirtschaftlich-technischen Gebieten bisher — ich erinnere hier nur an die Zuckerrübenkultur — die Führerrolle gespielt hat, so soll er sie auch in Zukunft als seine Pflicht und Ehre betrachten. Das kann aber nicht abhalten, da wo der Großgrundbesitz im Übermaße vorhanden ist, wo fast die Hälfte alles nutzbaren Landes oder noch mehr in seinen Händen liegt und seine schädigenden Wirkungen deshalb die nützlichen überwuchern müssen, seine Aufteilung bis zu einem gewissen Umfange zu verlangen. Nicht restlos, wie das manche liberale Politiker gerne sähen, denn alle Gleichmacherei ist schädlich und eine Verkennung der organischen, in mannigfaltigen Formen zur Betätigung strebenden Natur der Volkswirtschaft. Keineswegs ist der Wert eines höheren, durch Wohlstand, Bildung, freie Initiative und feste Traditionen sich über die Masse erhebenden Standes auf dem platten Lande zu unterschätzen. Wer aber den Wunsch und Willen hat, daß deutsches Land auch weiterhin dem deutschen Volke erhalten bleiben soll, wer den Strom der unzufrieden der heimischen Scholle den Rücken Kehrenden dämmen will, der muß die Scholle zum Eigentum geben denen, die sie erstreben, die sie nicht zum Spekulationsobjekt machen, sondern sich nicht scheuen, sie mit ihrem Schweiße zu düngen. Deutsche Dörfer und Landstädte, die Quellen des deutschen Volkstums müssen blühen, wo weite Flächen heute dünnbevölkert und wirtschaftlich unzureichend genutzt daliegen.

